

Der Sächsische Erzähler

Bischofswerdaer Tageblatt.

Umtsblatt

der Königlichen Amtshauptmannschaft, der Königlichen Schulinspektion und des Königlichen Hauptzollamtes zu Bautzen, sowie des Königlichen Amtsgerichts und des Stadtrates zu Bischofswerda, und der Gemeindeamt des Bezirks.

**Anzeigebuch**

für Bischofswerda, Stolpen und Umgegend, sowie für die angrenzenden Bezirke.

Aeltestes Blatt im Bezirk.

Erscheint seit 1846.

Teleg.-Adresse: Umtsblatt.

Fernsprecher Nr. 22.

Mit den wöchentlichen Beilagen:

Dienstags: *Belletristische Beilage*; Donnerstags: *Der Sächsische Landwirt*; Sonntags: *Illustriertes Sonntagsblatt*.

Erscheint jeden Werktag abends für den folgenden Tag. Der Bezugspreis ist einschließlich der 3 wöchentlichen Beilagen bei Abholung im Büro vierjährlich 1 Mk. 80 Pf., bei Zustellung ins Haus 1 Mk. 70 Pf.; durch die Post frei ins Haus vierjährlich 1 Mk. 92 Pf., am Posthalter abgeholt 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern kosten 10 Pf.

Aboonements-Bestellungen werden angenommen in der Geschäftsstelle Altmarkt 15, sowie bei den Zeitungsbüros in Stadt und Land, ebenso auch bei allen Postanstalten.

— Nummer der Zeitungsliste 6587. —

Schluß der Geschäftsstelle abends 8 Uhr.

Anzeigenpreis: Die 5gespaltene Korpusseite oder deren Raum 12 Pf., für Inserate von außerhalb des Verbreitungsgebietes 18 Pf. Die Reklameseite 30 Pf. Größter Inseratenbetrag 40 Pf. Bei Wiederholungen Rabatt nach ausliegendem Tarif. Erfüllungsort für beide Teile Bischofswerda. Gestellte Inseraten-Rabatte können nicht zurückgezogen werden.

Inserat- und Aboonements-Bestellungen nimmt entgegen in Bautzen: Weller'sche Buchhandlung, Schulstraße 9.

Die deutsche Antwort an Amerika.

Englisch-französische Schiffsverluste durch Unterseeboote und Minen. — Kolomea von den Österreichern erobert. Über 6000 Russen gefangen.

In der deutschen Antwortnote, die am Dienstag dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika übergeben wurde, und die eine sachliche Ablehnung der amerikanischen Note in freundlicher Form bedeutet, wird im Eingang festgestellt, daß Deutschland bisher die getroffenen völkerrechtlichen Bestimmungen auf dem Gebiete des Seekriegs gewissenhaft beobachtet. Im Gegensatz hierzu hat England selbst schwere Verlegerungen des Völkerrechts nicht gezeigt, wenn es dadurch den friedlichen Handel Deutschlands mit dem neutralen Austausch lähmten könnte. Darauf ist folgender Zustand geschaffen worden: Deutschland ist unter stillschweigender Duldung der Neutralen von der überseitischen Zuflucht so gut wie abgeschnitten, und zwar nicht nur hinsichtlich solcher Waren, die absolute Konterbande sind, sondern auch hinsichtlich solcher, die nach dem vor Kriegsausbruch allgemein anerkannten Recht nur relative Konterbande oder überhaupt keine Konterbande sind.

England dagegen wird unter Duldung der neutralen Regierungen nicht nur mit solchen Waren verfugt, die keine oder nur relative Konterbande sind, von England aber gegenüber Deutschland als absolute Konterbande behandelt werden (Lebensmittel, industrielle Rohstoffe usw.), sondern sogar mit Waren, die stets und unzweifelhaft als absolute Konterbande gelten. Die Deutsche Regierung glaubt insbesondere und mit dem größten Nachdruck darauf hinzuweisen zu müssen, daß ein auf viele Hunderte von Millionen Mark geschätzter Waffenhandel amerikanischer Lieferanten mit Deutschlands Feinden besteht.

Bei dieser Sachlage sieht sich die Deutsche Regierung, nach 6 Monaten der Geduld und des Abwartens, genötigt, die mörderische Art des Seekriegsführungs Englands mit scharfen Gegenmaßnahmen zu erwideren. Wenn England in seinem Kampf gegen Deutschland den Hunger als Bundesgenossen anruft, in der Absicht, ein Kulturoolk von 70 Millionen vor die Wahl zwischen elendem Verkommen oder Unterwerfung unter seinen politischen und kommerziellen Willen zu stellen, so ist heute die Deutsche Regierung entschlossen, den Handschuh aufzunehmen und an den gleichen Bundesgenossen zu appellieren; sie vertraut darauf, daß die Neutralen, die bisher sich den für sie nachteiligen Folgen des englischen Hungerkrieges stillschweigend oder protestierend unterworfen haben, Deutschland gegenüber kein geringeres Maß von Duldsamkeit zeigen werden, und zwar auch dann, wenn die deutschen Maßnahmen, in gleicher Weise wie bisher die englischen, neue Formen des Seekriegs darstellen.

Darüber hinaus ist die Deutsche Regierung entschlossen, die Zufuhr von Kriegsmaterial an England und seine Verbündeten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, wobei sie als selbstverständlich annimmt, daß die neutralen Regierungen, die bisher gegen den Waffenhandel mit Deutschland Feinden nichts unternommen haben, sich der gewaltsamen Unterdrückung dieses Handels durch Deutschland nicht zu widersetzen beabsichtigen.

Die neutralen Schiffe, die trotz der erfolgten, die Errichtung des Kriegszwecks gegenüber England schwer beeinträchtigenden langfristigen Ankündigung sich in die gesperrten Gewässer begeben, tragen selbst die Verantwortung für etwaige ungünstige Zufälle. Die deutsche Regierung ihrerseits lehnt jede Verantwortung für solche Zufälle und deren Folgen ausdrücklich ab.

Die deutsche Regierung ist schließlich bereit, mit der amerikanischen Regierung jede Maßnahme in die ernsthafte Erwägung zu ziehen, die geeignet sein könnte, die legitime Schiffahrt der Neutralen im Kriegsgebiet sicherzustellen. Sie kann jedoch nicht übersehen, daß alle Bemühungen in dieser Richtung durch zwei Umstände erheblich erschwert werden:

Kaiser Wilhelm wieder in Berlin.

Berlin, 18. Februar. (W. T. B.) Am Freitag ist der Kaiser zu kurzem Aufenthalt in Berlin eingetroffen.

Ein Telegramm an den Oberpräsidenten von Ostpreußen.

Königsberg, 17. Februar. (W. T. B.) Heute nachmittag ist auf dem bislangen Oberpräsidium nachstehendes Telegramm des Kaisers eingetroffen:

Die Russen vernichtet geschlagen. Unser liebes Ostpreußen ist vom Feinde frei. Wilhelm.

Generalstabschef v. Falkenhayn mit dem Pour le mérite ausgezeichnet.

Berlin, 17. Februar. (W. T. B.) Se. Majestät der Kaiser hat dem Chef des Generalstabes des Feldheeres Gen. d. Inf. v. Falkenhayn in Anerkennung seiner Verdienste um den Sieg in Masuren den Orden Pour le mérite verliehen.

Der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht.

Wien, 17. Februar, mittags. (W. T. B.) Ungefähr wird verlaubbar: Nach zweitägigen Kämpfen wurde gestern spät nachmittags Kolomea genommen. In den südlich der Stadt bei Kuczow-Wl. und Myssyn seit dem 15. Februar andauernden Kämpfen machten die Russen erstaunlich große Anstrengungen, die Stadt zu behaupten. Zahlreiche Verschiebungen wurden von ihnen herangeführt. Heftige Gegenangriffe auf unsere vordringenden Truppen mußten beiderseits der Straße mehrmals zurückgeschlagen werden, wobei durch gute eigene Artilleriewirkung dem Feinde grohe Verluste beigebracht wurden. Um 5 Uhr nachmittags gelang es durch einen allgemeinen Angriff, den Feind trock erbitterter Gegenwehr aus seiner letzten Stellung vor der Stadt zu werfen und in einem Zuge mit den fliehenden Russen Kolomea zu erreichen. Die Zerstörung der Brücke wurde verhindert, die Stadt von den fliehenden Russen gesäubert und besetzt. 2000 Gefangene, mehrere Maschinengewehre und zwei Geschütze fielen in unsere Hände.

Im Karpathenabschnitt bis in die Gegend von Wyszkow dauern die Kämpfe mit großer Hartnäckigkeit an. Weitere 4040 Gefangene sind eingefangen.

Un der Front in Russisch-Polen und Westgalizien waren nur Gefechtkämpfe im Gange.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der russische linke Flügel in verzweifelter Lage.

König, 17. Februar. (W. T. B.) Die „König. Ztg.“ meldet aus Bukarest: In überaus heftigen Kämpfen gewinnen die verbündeten Truppen in der Bukowina immer mehr Boden. Die Russen verlieren Cernowich und ziehen ihre Truppen aus allen Besitzungen zurück. Die österreichisch-ungarischen Truppen sollen die russische Front durchbrochen und den Durchmarsch haben und in Galizien bis Supina vorgedrungen sein. Die Lage des russischen linken Flügels soll verzweifelt sein.

1. durch den inzwischen wohl auch für die amerikanische Regierung außer Zweifel gestellten Mißbrauch der neutralen Flagge durch die englischen Handelschiffe;

2. durch den bereits erwähnten Konterbandehandel insbesondere mit Kriegsmaterial der neutralen Handelschiffe.

Hinsichtlich des letzteren Punktes gibt sich die deutsche Regierung der Hoffnung hin, daß sich die amerikanische Regierung bei nochmaliger Erwiderung zu einem dem Geiste wohlaufender Neutralität entsprechenden Eingreifen veranlaßt sehen wird.

Bezüglich des Mißbrauchs der amerikanischen Flagge durch England wird in der Rote folgender Vorschlag gemacht:

Um in der sichersten Weise allen Folgen einer Verwechslung — allerdings nicht auch der Minengefahr — zu begegnen, empfiehlt die deutsche Regierung den Vereinigten Staaten, ihre mit friedlicher Ladung befehlten, den englischen Seekriegsschauplatz berührenden Schiffe durch Konvoierung (Begleitung durch amerikanische Kriegsschiffe) kennlich zu machen. Die deutsche Regierung glaubt dabei voraussehen zu dürfen, daß nur solche Schiffe konvoiert werden, die keine Waren an Bord haben, die nach der von England gegenüber Deutschland angewandten Auslegung als Konterbande zu betrachten sind. Über die Art der Durchführung einer solchen Konvoierung ist die deutsche Regierung bereit, mit der amerikanischen Regierung alsbald in Verhandlungen einzutreten. Sie würde es aber mit besonderem Dank anerkennen, wenn die amerikanische Regierung ihren Handelschiffen dringend empfehlen wollte, jedenfalls bis zur Regelung der Flaggenfrage den englischen Seekriegsschauplatz zu vermeiden.

Die deutsche Regierung gibt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die amerikanische Regierung den schweren Kampf, den Deutschland um sein Dasein führt, in seiner ganzen Bedeutung würdig und aus den vorstehenden Auffassungen und Zusagen ein volles Verständnis für die Beweggründe und Ziele der von ihr angeführten Maßnahmen gewinnen wird.

Der „B. U.-U.“ bemerkt hierzu:

Das ist eine bei aller Höflichkeit entschiedene und deutliche Sprache, die im deutschen Volke die größte Genugtuung hervorruft und sicherlich an der Stelle, für die sie bestimmt ist, nicht ohne Wirkung bleiben wird. England hat den Krieg zur See bisher unter Nichtachtung alles Völkerrechts geführt. Deutschland hat dem zugesehen, solange es irgend ging. Nachdem es sich aber einmal gezwungen gemacht zu Gegenmaßregeln entschlossen hat, nimmt es auch kein Blatt vor den Mund, um dazulegen, warum es endlich zur Selbsthilfe schreiten mußte. Hätten die Neutralen ihre Rechte erfolgreich gewahrt, so hätten wir nicht nötig gehabt, uns für die Freiheit des Meeres einzustehen. Denn darum handelt es sich. Die Engländer haben die Meere für uns sperren wollen, sie haben, ohne sich um den Begriff der Konterbande zu kümmern, kein Schiff, dessen Sie habhaft werden konnten, nach Deutschland durchgelassen. Amerika hat es gebüßt, und es hat weiter gebüßt, daß unsere Feinde mit zweifelosster Konterbande, mit Kriegsmaterialien im Wert von Hunderten von Millionen, versorgt worden sind. Gewiß, die Regierung in Washington brauchte gegen den Waffenhandel nicht einzuschreiten, sie hat die formelle Neutralität nicht verletzt, aber es mußte ihr klar sein, daß Deutschland durch ihr Verhalten auf das schwerste geschädigt worden ist. Darin dürfen wir wohl moralisch eine Verlegung der Neutralität erblicken.

zweiten Hinterbliebenen dem Heldengeist ihrer Tapferen gleich für zusammenraffen und ihren Schmerz bezähmen, um des ganzen Volkes willen. Sie sollen sich als echte Christen krönen in dem Wiedersehen in der ewigen Heimat. Wohl kein Auge blieb trocken bei dieser herrlichen, tiefstreichenden Predigt. Mit einer herrlichen Motette vom Kirchenchor und dem gemeinsamen Liede „Kun danket alle Gott“ schloß die erhebende Andacht.

— "Alles dichtet. Wie mächtig die Größe der Zeit die deutsche Volksseele in Schwingung bringt, das beweisen die unzähligen Gedichte, die seit Kriegsausbruch täglich entstehen. Jemand ein Statistiker hat kürzlich ausgerechnet, daß gegenwärtig täglich etwa 50 000 Gedichte in den deutschen Landen gemacht werden. Worauf diese Berechnung gestützt ist, vermögen wir nicht zu sagen, aber wir glauben gern, daß sie stimmt, denn am eigenen Belde haben wir die Dichterstat täglich zu verpfänden. Es ist gewiß nur läblich und ein Beweis von der Tiefe und Größe der deutschen Volksseele, wenn gegenwärtig Leute, die in ihrem Leben noch nie an das Dichten gedacht haben, in die Seiten greifen und ihren Gefühlen in mehr oder weniger schwungvollen Versen Ausdruck verleihen. So weit wäre die Sache ohne Bedenken, das Bedenktliche fängt erst an, wenn dem Redakteur einer Zeitung zugemutet werden soll, die Gedichte alle aufzunehmen. Wir könnten gegenwärtig täglich unsere ganze Zeitung füllen mit dichterischen Einfassungen, und daß das nicht angängig ist, wird man wohl auch in der Dichterwelt einsehen — abgesehen davon, daß das wenigstens sich zur Veröffentlichung eignet. Da aber nun einmal nicht jedes Gedicht in der Zeitung stehen kann, und auch nicht zu stehen braucht, so bitten wir hiermit um etwas mehr Schonung auf diesem Gebiete. Denn schon das Brüten der vielen Einfassungen verursacht viel Mühe und Zeitaufwand.

— Ein Mittel gegen Ungeziefer für unsere Feldgrauen im Osten empfiehlt eine Leserin der „Zwickauer Zeitung“ und zwar rät sie, für 10 g Quassiahölz mit 1/2 Liter Spiritus 24 Stunden aufzustellen und dann die Haut damit einzutreiben. Dann geht keinelaus mehr heran, weil die Haut gallenbitter wird. Allerdings dürfte die Einreibung nicht auf offene Stellen kommen. Dies Mittel ist ausprobiert. Trotz allen Waschens vergeht der bittere Geschmack nicht, der die Läuse abhält. Wenn die Einreibung schon nach einiger Zeit wiederholt werden müßte, so wäre dies doch wirklich das Schlimmste nicht.

— Heraus mit dem Goldel! Die „Nordd. Allg. Zeit.“ schreibt: Dank der Mitarbeit der Presse, der Beamenschaft, der Lehrer und vieler Privatpersonen hat die Erkenntnis, daß die Verstärkung der Goldbestände der Reichsbank gegenüber dem Vaterlande von größtem Nutzen ist, in immer weiteren Kreisen Verbreitung gefunden. Ständig sind infolgedessen die Goldbestände der Reichsbank gewachsen. Über immer noch steht viel Gold in den Taschen Privater, und die Belehrung darf deshalb nicht nachlassen.

— Wie gefährlich das fahrlässige Umgehen mit Streichhölzern, die bei den Kindern so beliebte Spielgegenstände, ist, geht aus den Mitteilungen der Rgl. Sächs. Brandversicherungskammer hervor. Danach sind im Jahre 1913 in Sachsen nicht weniger als 328 Brände auf fahrlässiges Umgehen mit Streichhölzern zurückzuführen, das in 198 Fällen Kindern zur Last fällt. Der Betrag der für diese Brände zu leistenden Schadensvergütungen belief sich auf 318 296 Mark. — Im Bezirk des Brandversicherungsamtes Pirna kamen im Jahre 1912 80 Brände vor. Davon sind zurückzuführen auf vorzühlige Brandstiftung (erwiesen) 1, mutmaßliche Brandstiftung 7, erwiesene fahrlässige Brandstiftung 23, mutmaßliche fahrlässige Brandstiftung 6 Brände. Infolge mangelhafter Feuerungsanlage wurden erwiesenermaßen 11 Brände verursacht, während in 2 Fällen vermutlich der Brand auf diese Schäden zurückzuführen ist. Durch Blitzschlag wurden 2 Brände verursacht, während 12 sogen. kalte Blitzeschläge sonstigen Schaden anrichteten. An Schadensvergütungen wurden gewährt aus der Gebäude-Ver sicherungsabteilung 84 580 Mark.

— Was ist ein Ausverkauf? Die in laufmännischen Kreisen viel umstrittene Frage, was im rechtlichen Sinne als „Ausverkauf“ zu gelten hat, entschied kürzlich das Oberlandesgericht Dresden, indem es in den Entscheidungsgrundrissen eines Urteils den Ausdruck „Ausverkauf“ folgendermaßen auslegte: „Zum Begriffe des Ausverkaufs gehört, daß durch den angekündigten Verkauf ein bestimmter vorhandener Warenvorrat, d. i. ein Warenwart von bestimmt abgegrenztem Umfang, geräumt, d. h. durch beschleunigten Verkauf abgestoßen werden soll. Hiernach fallen auch Teilausverkäufe unter den Begriff des Ausverkaufs im Sinne des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb, sofern bei ihnen die oben genannten Begriffsmerkmale des Ausverkaufs gegeben sind. Ausverkauf ist stets eine aus dem Rahmen des laufenden Geschäftsganges herausstretende Veranlassung. Nicht fallen unter den Begriff des Ausverkaufs die Sonderangebote im laufenden Geschäftsbetriebe, wie billige Tage, billige Wochen, sofern sie in der Ankündigung auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt sind, der seiner Ausdehnung nach so bemessen ist, daß sie nicht etwa tatsächlich auf einen Ausverkauf hinauslaufen oder doch beim Publikum für einen solchen angesehen werden.“

— Auskunft über das Befinden Verwundeter. Über die in den Lazaretten befindlichen Kranken bzw. Verwundeten des sächsischen Heeres gehen beim Nachweisenbüro des Rgl. Sächs. Kriegsministeriums aller fünf Tage Meldungen ein, die zur Auskunftserteilung über den Aufenthalt und das Befinden der Kranken an die Angehörigen dienen. Häufig wenden sich nun Angehörige unmittelbar an die Lazarett, weil sie glauben, von dort eine ausführliche Auskunft erhalten zu können. Da indes die Haupttätigkeit der Lazarett in der sorgfältigen Pflege und Behandlung der Kranken besteht, bleibt ihnen für die schriftliche Erledigung verantwortlich, oft unbegründete Anfragen keine Zeit übrig. Ganz besonders gilt dies für die Feldlazarett. Das Publikum wolle sich daher lediglich an das Nachweisenbüro u.

Neueste Meldungen von den Kriegsschauplätzen.

Die Kriegsbeute des Sieges in Masuren erhöht sich: 64 000 Gefangene, 71 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, 3 Lazarettzüge, 150 gefüllte Munitionswagen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

Günstiger Stand der Kämpfe auf der Linie Plozk-Radionz.

Grohes Hauptquartier, 18. Februar, vormittags.
(W. T. B. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz:

Die gestern gemeldeten feindlichen Angriffsversuche dauern mit der gleichen Erfolglosigkeit an.

An der Straße Arcas-Elle sind die Kämpfe um ein kleines Stück unseres Grabens, in das der Feind vorgestern eingedrungen war, noch im Gange.

Die Zahl der nordwestlich Reims gestern von uns gemachten Gefangenen hat sich noch erhöht. Die Franzosen haben auch hier besonders starke blutige Verluste erlitten. Sie verzichten auf weitere Vorstöße.

In der Champagne nördlich Perthes wird noch gekämpft. Dafür davon sind die Franzosen unter schweren Verlusten zurückgeschlagen worden. Sie halten sich nur noch auf wenigen kurzen Stellen unseres vordersten Grabens. Die gestern gemeldete Zahl an Gefangenen ist auf 11 Offiziere und 785 Mann gestiegen.

Zu einem Mißerfolg führen auch Angriffe gegen unsere Stellungen bei Bourguignon-Bauquois, östlich des Argonnewaldes und östlich Verdun.

Die am 13. Februar von uns genommene Höhe 365 und der Ort Noroy, nordöstlich Pont-à-Mousson, sind von uns nach gründlicher Zerstörung der feindlichen Befestigungsanlagen wieder geräumt worden. Einen Versuch, diese Stellungen mit Waffengewalt wiederzugewinnen, hat der Feind nicht gemacht.

Ostlicher Kriegsschauplatz:

Bei Tauroggen und im Gebiete nordwestlich von Kupno dauern die Verfolgungsgefechte noch an.

Die bei Kupno geschlagene feindliche Kolonne ist nördlich Comza von feindlichen Truppen aufgenommen worden. Der Feind wird erneut angegriffen werden.

Die Kämpfe bei Plozk-Radionz sind zu unseren Gunsten entschieden. Es sind bisher 3000 Gefangene gemacht worden.

Aus Polen südlich der Weichsel nichts Neues.

Die Kriegsbeute der Kämpfe an der ostpreußischen Grenze hat sich erhöht. Das bisherige Ergebnis beträgt 64 000 Gefangene, 71 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, 3 Lazarettzüge, Flugzeuge, 150 gefüllte Munitionswagen, Scheinwerfer sowie unzählige beladene und bespannte Fahrzeuge. Mit einer weiteren Erhöhung dieser Zahl darf gerechnet werden.

Oberste Heeresleitung.

Das Luftschiff L 3 auf der Westküste Jütlands gestrandet.

Berlin, 18. Februar. (W. T. B.) Wie wir erfahren, ist das Luftschiff „L 3“ auf einer Erfahrungsfahrt bei Südfjord infolge Motorhavarie auf der Insel Sand auf der Westküste Jütlands niedergegangen. Das Luftschiff ist verloren, die ganze Besatzung gerettet.

(Dresden, Königstraße 15 I.) wenden, wenn es Lustkunst über die in Lazaretten befindlichen sächsischen Heeresangehörigen wünscht.

Aus der Amtsbaupraxis Bauzen.

Niederneukirch, 18. Februar. Bei einem Sturmangriff auf dem westlichen Kriegsschauplatz erlitt der Sanitätsunteroffizier Paul Richard Thomas von hier in Ausübung seines Dienstes den Helden Tod fürs Vaterland. — Ehre sei seinem Andenken!

Altenburg, 18. Februar. Umhangreiche Ladendiebstähle hatten sich hier drei Schulknaben zuschulden kommen lassen. In der Materialwarenhandlung von Schneider stahlen sie in dreier Weise Seifen, Parfüms, Schokolade, Zigaretten usw. und verbrauchten die Sachen teils für sich, teils beschenkten sie andere damit. Die jugendlichen Langfinger wurden vom Schöffengericht Schirgiswalde zu je zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Ein anderer Schulknabe, der gestohlene Sachen angenommen hatte, erhielt 1 Tag und ein 10jähr. Fabrikmädchen, das sich nicht nur der Hehlerei schuldig gemacht, sondern selbst noch eine Flasche Parfüm gestohlen hatte, 3 Tage Gefängnis.

Aus der Amtsbaupraxis Kamenz.

Grohröhrsdorf, 18. Februar. Vom Elektrizitätswerk. Der Abschluß für das am 30. September 1914 beendete Geschäftsjahr des Grohröhrsdorfer Elektrizitätswerkes G. m. b. H. ergibt einschließlich des Vortrages vom Vorjahr einen Bruttogewinn in Höhe von 160 537 M. (i. B. 149 247 M.). Nach Abzüglichungen und Rückstellungen in Höhe von 77 817 M. (i. B. 70 518 M.) verbleibt ein Reingewinn von 82 720 M. (i. B. 78 728 M.). Hierzu sollen 5000 M. wie im Vorjahr dem Reservefonds zugewiesen, 67 500 M. als 4½% Dividende (wie im Vorjahr) auf das jetzt volleingezahlte Gesellschaftskapital von 1 500 000 M. verteilt und die noch bleibenden 7618 M. (i. B. 4822 M.) auf neue Rechnung vorgezahlt werden.

Letzte Depeschen.

Große Schneefälle und Lawinengefahr in Tirol.

Innsbruck, 17. Februar. (W. T. B.) Infolge der ungeheuren Schneefälle werden aus Südtirol zahlreiche Häuseinstürze gemeldet. In Denno wurden zwei, in Costagno eine Person von einstürzenden Trümmern begraben, alle drei sind tot. Der Bahnhofsvorlehr leidet noch immer unter den niedergehenden Lawinen. Zwischen Mezzolombardo und Malo ist der gesamte Verkehr bis Sonntag eingestellt.

Die Stimmung in Südafrika.

Amsterdam, 17. Februar. (W. T. B.) „Nieuwe van den Dag“ berichten nach dem südafrikanischen Blatt „Volkstem“: daß der Krieg den Parteistreit in Südafrika auf die Spitze getrieben habe. Im Provinzialparlament von Transvaal sagte ein Mitglied der Arbeiterpartei, Botha und Smuts hätten das Vertrauen des Volkes unwiderrücklich verloren. Man erwartet, daß in den nächsten Wahlen die Botha-Partei und die britisch-unionistische Partei verlieren, die Herzog-Partei und die Arbeiterpartei aber gewinnen werden.

Unterschlagungen eines englischen Konzils.

Konstantinopel, 17. Februar. (W. T. B.) Der „Rote Halbmond“ versendet an die Blätter eine Mitteilung, wonach der britische Konsul in Brüssel sich einen Teil der Gelser und Gegenstände, die von den indischen Muselmanen zugunsten der nach dem Balkankrieg nach der Türkei geflüchteten Muselmanen gespendet waren, angeeignet und den Rest im Namen der englischen Regierung verteilt habe, ohne zu erwähnen, daß die Spender Muselmanen seien.

Explosion in einer französischen Sprengstofffabrik.

Paris, 18. Februar. (W. T. B.) In der Sprengstofffabrik von Chedde fand bei Versuchen mit einer Pulvermischung eine Explosion statt. Das Gebäude wurde ziemlich schwer beschädigt. Mehrere Personen wurden getötet.

Türkische Begeisterung über den Sieg in Masuren.

Konstantinopel, 18. Februar. (W. T. B.) Die Nachricht von dem Siege der Deutschen in Ostpreußen wurde im Parlament durch Telegramme des Wissenschaftlichen Büros bekannt, die die „Agence Milli“ im Parlament hatte anschlagen lassen. Gleich zu Beginn der Sitzung beschloß die Kammer unter begeisterten Kundgebungen für Deutschland, dem großen Verbündeten deutschen Volke durch Vermählung des Reichstages Glückwünsche auszusprechen. Ganz Konstantinopel war mit Fahnen in osmanischen, deutschen, österreichischen und ungarischen Farben geschmückt. Abends war die Stadt festlich beleuchtet.

Wetterprognose der Rgl. Sächs. Landeswetterwarte für den 19. Februar:

Böige, westliche Winde, wolfig, mild, zeitweise Niederschlag. Wetterlage: Das gestern erwartete neue Tief ist unverhofft rasch herangekommen und hat seinen Kern etwa bei Schottland liegen. Bei Triest und Krakau weist es Teilstürme auf. Auch im hohen Norden scheint ein Tief zu liegen. Den höchsten Druck besitzt Hermannstadt. Unter dem Einfluß der ausgedehnten Depression ist in Sachsen bereits trübles Wetter mit Regen und Schneefall eingetreten. Es ist zu erwarten, daß sie weiter ostwärts fortschreiten und die ungünstige Witterung vorläufig anhalten wird.

Hersteller: Emil Wau.
Guck und Verlag der Buchdruckerei Friedrich Wau.
Gesetzlicher Rechtsbelehrer: Max Lieberer.
Erschienen in Dresden.

Durch Erhöhung der Höchstpreise für Kartoffeln.

Dresden, 17. Februar. Vom Ministerium des Innern wird uns mitgeteilt: In vielen Städten des deutschen Reiches wird zurzeit darüber gesagt, daß Kartoffeln nicht in den Mengen auf dem Markt gebracht werden, die für den durch die Bauvorrichtungen stark gesteigerten Bedarf unbedingt erforderlich sind. Diese Klagen sind insofern berechtigt, als die Landwirte gegenwärtig offenbar mit dem Verkauf von Kartoffeln zurückhalten. Es ist ohne weiteres anzuerkennen, daß für sich dabei sehr gewichtige Gründe mitspielen. Insbesondere ist es unumstritten, die Mieten, in denen der größte Teil des Kartoffelvorrates lagert, aufzubrechen, solange die Gefahr scharfen Frostes besteht. Ummerhin kann der Fall eintreten, daß ein behördlicher Eingriff notwendig wird, um ein stärkeres Angebot zu veranlassen. Von vielen Seiten wird als die einfachste Maßnahme vorgeschlagen, die Kartoffeln, ebenso wie es mit dem Drotgetreide schon geschehen ist, zu beschlagnahmen. Zunächst ist nur die Möglichkeit zur Enteignung von Kartoffeln schon jetzt durch das Gesetz über die Höchstpreise vom 14. August 1914 gegeben und seiner Anwendung steht nichts im Wege. Der neue Vorschlag geht aber dahin, die gesamten Kartoffelvorräte im ganzen Reich zu gunsten der Kommunalverbände zu enteignen, so daß der Landwirt dann über seinen Bestand überhaupt kein Verfügungsrrecht mehr hätte.

Hierbei wird übersehen, daß eine solche Maßregel ganz außerordentliche Schwierigkeiten bieten würde, die weit größer wären, als sie es bei der Beschlagnahme des Getreides

sind. Die Beschlagnahme und Enteignung der gesamten Kartoffelvorräte setzt voraus, daß diese Vorräte an außerordentlich vielen Stellen in sehr oft nur kleinen Posten abgenommen und an die Stelle überführt werden, wo der Verbraucher ihrer bedarf. Es ist ohne weiteres klar, daß dies einen riesigen Apparat erfordern würde, der jedenfalls sehr kostspielig wäre und daher den Preis der Kartoffeln auf den die Kosten geschlagen werden müßten, erheblich verteuern würde. Es kommt hinzu, daß die Kartoffeln bei diesem Verfahren vielfach wenigstens vorübergehend anderweitig gelagert werden müßten. Diese Zwischenlagerung führt aber auf beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten. Sie ist, da die Kartoffel außerordentlich empfindlich ist, mit einem sehr hohen Risiko verbunden. Auch dieses würde sich in dem Verkaufspreise der Kartoffeln ausdrücken müßten.

Endlich aber sind die Kartoffeln im Frühjahr auch an Ort und Stelle dem Verbrauch im hohen Maße ausgesetzt. Wenn die Enteignung der Kartoffeln durchgeführt würde, so müßte der prognostisch sehr hohe Verlust mit in den endgültigen Preis hineingerechnet werden. Der Landwirt rechnet mit diesen Verlusten ohnehin. Sie sind für ihn in seinem Verkaufspreise bei normaler Preisbildung bereits berücksichtigt.

Unter der Wirkung der bisherigen Höchstpreise kam nun der Umstand nicht genügend zur Geltung, daß infolge der Knappheit der Futtermittel die Kartoffelvorräte vom Landwirt selbst weit stärker in Anspruch genommen werden, als dies in Friedenszeiten der Fall ist. Das ihm zugemutete Risiko war ungerechtfertigt hoch. Andererseits würde, wenn die öffentlich-rechtlichen Verbände, zu deren Gunsten die Be-

schlagnahme nach den Vorschlägen erfolgen soll, sich einzigermaßen gegen schwerste Verluste sichern wollen, der Verkaufspreis der Kartoffeln durch die unvermeidlichen Mehrkosten und Verluste eine außerordentliche Höhe erreichen und sich wahrscheinlich weiter von dem für die Produzenten geltenden Höchstpreis entfernen, als er dies jetzt beim freien Handelsverkehr tut.

Es fragt sich daher, ob es für die Verbraucher ein Vor teil wäre, wenn die Kartoffeln im ganzen Reich beschlagnahmt würden. Die Gefahr, daß sie hierbei wesentlich schlechter wegkommen würden, ist so groß, daß jedenfalls die Interessen der großen Menge der Bevölkerung durch einen so gewagten Schritt ausreichend zu wahren sein würden. Es erscheint daher auch vom Standpunkte der Verbraucher aus durchaus nötig, zu prüfen, ob es nicht richtiger war, das fehlende Angebot an Kartoffeln durch eine angemessene Heraussetzung der Höchstpreise zu beleben und auf diese Weise eine feste Risikoprämie an den Produzenten selbst zu zahlen, statt den Kommunalverbänden die Übernahme einer Verlustmöglichkeit zugzemmen, die sich ganz wesentlich höher stellen kann, als der bei Erhöhung der Höchstpreise hierfür gezahlte Soh.

Werft Fleischabfälle nicht achtlos fort.

Der Sächsische Erzähler.

Verbreitetste und gelesenste Zeitung der näheren und weiteren Umgebung. — Tägliche Auflage 5500 Exemplare.
Finzeigen aller Art haben infolge der dichten Verbreitung in allen Bevölkerungsschichten durchschlagenden Erfolg.



Ein Transport

junger Zuchtfühe,
tragend und mit Rüeben, steht von Freitag an
wieder zum Verkauf bei
Rob. Pietzsch in Burkau.
Vieh ist aus seuchenfreier Gegend.

2 jähr. braunen

Wallach (Oldenburger Kreuzung) verkauft

Mittergut Goldbach.

Zwei
Mellföhne

sich zum Verkauf in
Rieder-Buskau Nr. 18.

Stamm, echte
Rhode-Länder,

1 Hahn, 2 Hennen, billig zu ver-
kaufen. Demitz,
Bahnhoftstr. 12, N. I.

Einige tüchtige
Metall-
former

für bauernde Beschäftigung sofort
gesucht.

Eduard Hering,
Metallgießerei,
Zittau t. Sa.

Fleißigen und ehrlichen
Markthelfer
suchen Ernst Lange & Söhne.

Lehrling
für Kontor gesucht.
Knopffabrik, Dresdnerstr.

Ein
Schmiede-Lehrling
wird gesucht bei
Ernst Mikan, Uhyst.

Ein Fleischergeselle
soll sofort in Arbeit treten bei
Gottlieb Matthias,
Fleischermeister in Zwickau.

Für 1. März
suche ich einen jungen
Hausburschen.
Frau Minna Lennert.

Ein treues Mutterherz hat aufgehört
zu schlagen!

Hierdurch die traurige Mitteilung, daß meine innigst-
geliebte Gattin, unsere treusorgende Mutter und Grossmutter,

Frau Emma Junker
geb. Schramm,

in ihrem 60. Lebensjahr am Dienstag nachmittag 6 Uhr
sanft entschlafen ist.

Rothaußitz, am 17. Februar 1915.

In tiefstem Schmerze

Karl Junker nebst Töchtern,
zugleich im Namen aller Hinterbliebenen.

Allen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser innigst-geliebter Sohn, unser guter Bruder, Schwager, Enkel, Neffe und Bräutigam

der Sanitäts-Unteroffizier d. Res.

Paul Richard Thomas,

Infanterie-Regiment 105, 4. Kompanie,

am 25. Januar 1915 bei einem Sturmangriff auf dem westlichen Kriegsschauplatz bei Ausübung seines Dienstes im 22. Lebensjahr durch Brustschuß tödlich verwundet worden und am 27. Januar seinen Verletzungen erlegen ist. Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem Militärfriedhof zu B.... gefunden.

Dies zeigen schmerzerfüllt an
die tiefbetrübten Eltern u. Geschwister
nebst Angehörigen und Braut,
Niederneukirch, Oberneukirch, Putzkau u. Naundorf,
im Februar 1915.

Du zogst hinans in Feindeeland

Für deutsches Recht zu streiten,

Du mußtest dort Ihr's Vaterland

Den Helden Tod erleiden.

Die Freude Deiner Wiederkehr

War nicht vergönnt den Deinen,

Ob wir auch alle noch so sehr

Dich, Tenersten, beweinen.

Nur ruhet Du fern im Heldengrab,

Befreit von allen Schmerzen

Die Liebe, die Dich hier umgab,

Lebt fort in unsrer Herzen.

Ein lieber Sohn in fremder Erde,

Das ist fürwahr ein grosser Schmerz,

Wenn Gott der Herr nicht Troster wäre,

Verging wohl gar der Eltern Herz,

Du, braver Sohn, für Deutschlands Ehre,

Lies'st hilten Du Dein treues Herz,

So schlaf denn wohl in Frankreichs Erde,

Ein Denkmal bleibt Dir fest wie Ers!

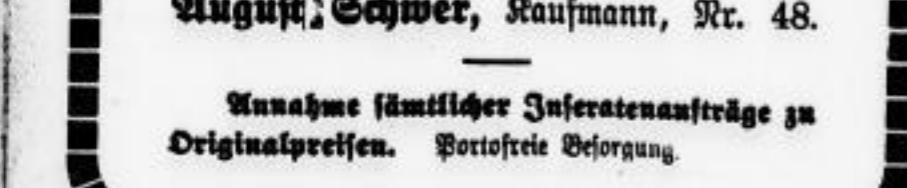
Ruhe sanft in Feindeeland!

Inseraten = Annahmestelle
für Oberneukirch:
Marg Mehnert, Oberneukirch Nr. 110,

Niederneukirch:

August Schwer, Kaufmann, Nr. 48.

Annahme sämtlicher Inseratenanträge zu
Originalpreisen. Portofreie Beigabe.



Die Maus und Klaue sind unter dem Viehbestande des Wirtschaftsbetreibers Gneu in Großharthau Nr. 4 ist erloschen.
Die Bekanntmachung der Königl. Amtshauptmannschaft Bautzen vom 14. Januar 1915 wird aufgehoben.
Bautzen, am 17. Februar 1915.

Königliche Amtshauptmannschaft.

Feldpostbriefe
der Söhne unserer Heimat.

kl. Aus dem Briefe eines Kleindrebnitzer Landeswehrmannes entnehmen wir folgendes:

1. Zum ersten Male sind wir seit 4 Tagen hier auf Posten. Montag früh werden wir wieder abgelöst. Dieser Ort wird von uns das Wespennest genannt, weil es hier nie ohne Schieferet abgeht und wir hatten uns, da Kaisers Geburtstag in die Zeit unseres Kommandos fiel, eigentlich auf einen Angriff vorbereitet, aber bis jetzt sind wir mit unserem Nachbar sehr zufrieden. Hüben wie drüben fällt, sobald sich mal jemand zu weit vorwagt, ein Schuß, im Übrigen verhalten wir uns beide hübsch ruhig. An Kaisers Geburtstag kam zu Mittag einer vom feindlichen Lager und schwante die weiße Flagge, 400 Meter vor uns legte er eine Papierrolle hin und ging wieder zurück. Wir waren nun alle neugierig und meldeten es unserem Hauptmann. Einer machte sich, ebenfalls mit weißer Flagge, auf den Weg und holte das Ding herüber. Es war ein Brief, aber sein Inhalt wenig schmeichelhaft für uns, er lautete:

Deutsche! Zunächst gratulieren wir Euch herzlich zur Feier des Geburtstages Eures Kaisers. In Euren Zeitschriften beschimpft Ihr uns immer als Polarbären u. s. w. Wir sagen Euch, wir sind auch Kulturmenschen, vielleicht mehr als Ihr, was Ihr schon daraus erseht, wir haben Euch den heutigen Feiertag noch durch keinen Schuß gestört und werden es auch nicht tun, damit Ihr gemütlich Euer Glück schaffen können. Ihr aber habt uns jeden Feiertag verdröhnen. Wie steht es denn nun eigentlich mit Warschau? Wir hätten zwar erwartet, daß Ihr die Stadt Eurem Kaiser als Geburtstagspräsent überliefern würdet, aber Ihr seid ja nicht einmal im Stande, das kleine Städtchen C... zu erobern, geschweige Warschau. Wir machen es nicht wie Ihr, daß wir sagen, ergebt Euch, nein, wir sagen Euch, rüttet Eure Waffen, damit es zum Frieden kommt. Freilich einen Sieg werdet Ihr so gut nicht sehen, wie Eure eigenen Ohren, denn wir haben die österreichische Armee vollständig aufgerieben und außerdem auch schon 4 türkische Armeekorps geschlagen. Ihr lohnt Euch jetzt die Getreide- und Fleischvorräte Polens gut schmecken, wir verlangen das von Euch nicht, liebert Ihr uns nur Kasse, das andere bringen wir mit, wenn wir uns in Berlin wiedersehen werden."

Dann sieht, wie schlecht die Russen von Ihrer wirklichen Lage unterrichtet sind, oder will uns der Schreiber gar etwas zum Fürchten machen? Uns hat der Brief viel Spaß gemacht. Wir werden uns die beiden Städte schon noch holen.

Stunspunkt.

Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rate gezogen worden bin. Wäre ich je darum gefragt worden, so hätte ich, ich befürchte es offen, für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er notwendig war. (Königin Luise)

Gedenktage:

18. Februar 1846: Julius Campe, Buchhändler, geboren. — 1906: Adolf v. Alsch, bayerischer Kriegsminister, gest.

Astronomischer Kalender.

19. Februar:

Sonnenaufg. 7 Uhr 9 Min. Mondaufg. 8 Uhr 47 Min.
Sonnenunterg. 5 Uhr 22 Min. Mondunterg. Morgend.

Die drei Schwestern Sandolf.

Roman von H. Courths-Mahlert.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Susi war im Grunde gutherzig und wachhaftig. Aber sie hatte sich, um sich gegen Sandras herrisches und spöttisches Wesen zu wehren, einen etwas schnoddrigen und burlesken Ton angewöhnt. Auch gegen Liselottas gut gemeinte Ermahnungen trumpfte sie auf. Sie war den ruppigen Badischen Jahren noch nicht entwachsen und ebenso wenig lösungslustig erzogen worden wie ihre Schwestern. Es war noch nicht abzusehen, ob sich ihr Charakter nach der guten oder schlechten Seite entfalten würde. In ihrem Wesen zeigten sich allerlei teile Auswüchse, die sorgsam hätten beschnitten werden müssen. Sie war erst vor wenigen Wochen aus demselben Bettchen in Lausanne heimgeschafft, in dem auch jede ihrer Schwestern ein Jahr verbracht hatte. Aber weniger als bei diesen war von der dort erhaltenen äußeren Politur an ihr haften geblieben. Und sie tat sich auf ihre Ruppigkeit etwas zugute. Frau Ellen hatte es längst ausgegeben, erzieherisch auf ihre Kinder zu wirken, und der Vater war allzu sehr mit sich und seiner eigenen Person beschäftigt, um sich viel um seine Töchter zu kümmern. War er gut gelaunt, neckte er sie ein wenig, in Gegenwart fremder Menschen spielte er ihnen gegenüber gern den jugendlich galanten Papa, aber sonst beschäftigte er sich wenig mit ihnen. So

lebte im Randolschen Hause jeder nach seinem Geschmack, nach seinem Wunsche.

Zwischen der zweilundzwanzigjährigen Sandra und der noch nicht ganz siebzehnjährigen Susi stand im Alter Liselottas, die noch einige Monate vor ihrem zwanzigsten Geburtstag stand. Liselottas glück im Wesen und Aussehen weder ihren Eltern noch ihren Schwestern. Frau Ellen pflegte zu behaupten, sie sei nach ihrem Großvater geraten. Jedenfalls habe sie dessen „seltsame Augen“ geerbt. Und diese jungen, ernsten Augen genierten Frau Ellen zuweilen auf unerklärliche Art.

Es waren wirklich seltsam schöne, ausdrucksvolle Augen, die aus Liselottas feingliedrigem Gesicht blickten. Sie hatten eine herrliche warmgraue Färbung und waren von langen, aufwärtsgebogenen, schwarzen Wimpern und feingezeichneten, ebenso schwarzen Brauen umgeben. Ganz eigenartig weich und verlossen konnten sie blicken und bekamen dann eine dunklere Färbung. Aber meist sahen sie klar und hell in die Welt und verrieten einen festen Willen, eine ruhige Entschlossenheit. Dann war ein metallisches Leuchten in diesen Augen, wie das Schimmern auf blankem Stahl. Liselottas war nicht eine so auffallende Schönheit wie Sandra, ihre Reize verblassen meist etwas neben den schönen Schwestern. Aber sie besaß neben den schönen Augen das wunderwollste, braune Haar, das, wenn es gelöst war, in schweren Wellen bis in die Knie herabfiel und sie wie ein Mantel umgab. Wenn die Sonne darauf fiel, schimmerten rotgoldene Lichter darauf. Sie trug es in zwei lange, schwere Flechten geordnet und aufgesteckt am Hinterkopf, den es ganz bedekte. Über der Stirn war es gescheitelt und fiel lockig und weich um die Schläfen. Ihres Haars wegen wurde sie von Sandra glühend beneidet und von Susi schrankenlos bewundert.

Ihre feingeschnittenen Lippen waren freilich nicht so regelmäßig als die Sandras, das kleine Röschen war ein wenig zu kurz, der schöngezeichnete Mund etwas größer als der Sandras, aber dafür umspielte ein liebes, reizendes Lächeln diesen Mund, der von Herzengüte zeigte und dem jungen Gesicht einen Zauber verlieh, der zum Herzen sprach.

In Gesellschaft verstand Sandra viel mehr zu blenden als Liselottas, die sehr still und zurückhaltend war. Sandra konnte graziös über Richtigkeiten plaudern und war eine amüsante Gesellschaftsmaus. So unliebenswürdig sie meist daheim sein konnte, so begaubernd war sie in Gesellschaft.

Ihre Augen faszinierten dabei ihre Zuhörer und fesselten sie, so lange sie es wollte.

Reißlos überließ Liselottas der älteren Schwestern alle Ehre und Andacht und hielt sich bescheiden zurück. Sie geizte

dig behandelt; man gab den fünf ungarischen Offizieren eine Bedeckung und bedeutete ihnen im übrigen, daß sie machen könnten, was sie wollten.

In Tarnow blieb er vierundzwanzig Stunden. Dann wurde er weitertransportiert. Ganze acht russische Landstreiter unter dem Kommando eines Offiziers bildeten die Bedeckung; sie waren mit Mannlichergewehren bewaffnet, aber die Wut, die Janik darüber empfand, wurde sofort gemildert, als er sah, daß sie wohl die Gewehre, aber keine Munition dazu hatten. Die Bewachung entsprach auch der Bedeckung und ihrer Ausrüstung. Die braven Muschis gingen stumpfsinnig ihren Trotz und lämmerten sich keinen Deut um ihre Gefangenen. Wer von denen Zivilkleider gehabt hätte, würde ruhig haben entfliehen können. Um seine Wächter auf die Probe zu stellen, blieb Janik von Zeit zu Zeit weit zurück. Es schaute sich keiner nach ihm um — aber er mußte sich doch wieder dem Trupp anschließen, da ein Entkommen in Uniform ein aussichtloses Beginnen war.

Über Zalkzin, Demica und Sendichow ging's nach Rzegow. „Ihr seid ja hier zu Hause, sucht euch selber Quartier“, sagte der kommandierende russische Offizier. In einem großen Mietshaus fanden dann Gefangene und Wächter Unterkunft, und kaum waren sie da unter Dach und Fach, als sie schon ein einträgliches Schnarchen anhoben. Nur Janik konnte nicht schlafen. Er schlich hinauf in den dritten Stock des riesigen Gebäudes, wo ein Jude mit seiner Familie wohnte, der einzige, der zurückgeblieben war. Ihm erzählte der Flüchtlings seine Geschichte und bat ihn um Quartier und Hilfe. Aber der Jude traute sich nicht, solange die Russen im Hause waren, und wies Janik auf den Boden. Dort schlief er, hinter Gerümpel versteckt, von 10 bis 12 Uhr nächsten Mittag. Da weckte ihn der Lärm, mit denen der Gefangenentransport zum Abmarsch rüstete. Seine Abwesenheit wurde natürlich bemerkt, aber es regte sich niemand darüber auf. „Habt ihr nicht einen Offizier gesehen? Ein Österreich hat sich geflüchtet!“ schrie der russische Offizier in den Hof hinunter. Und als ihm keiner eine Antwort geben konnte, machte er sich lachend mit seinen Leuten auf den Marsch.

Auf dem Boden lag der Janik und fieberte vor Aufregung. Endlich traute er sich zu dem Juden herunter. Der gab ihm Zivilkleider. Damit er doch wenigstens etwas wie eine Legitimation hätte, verschaffte ihm des Juden Frau eine Markterlaubnis, die aber auf eine — Frau ausgestellt war. Janik zog sich an, steckte die Markterlaubnis in die Tasche, übergab den braven Leuten sein ganzes Hab und Gut, sein Amulett, das er um den Hals trug, seine Photographien, von denen er sich auch im Schützengraben nicht getrennt hatte, seine Barschaft bis auf ein paar Rubel, die ihm der Jude einwechselte, drückte dem Mann und der Frau noch einmal die

nicht nach geselligen Triumphen, die ihr werlos erschienen. Von einem aber tat es ihr weh, daß er keinen Blick mehr für sie hatte, sondern nur noch an Sandras Augen hing.

Den Schmerz darüber verschloß sie aber still in ihrer Brust. Ihr mädchenhafter Stolz litt es nicht, diesen Schmerz zu zeigen.

Während Liselottas am Fenster stand und hinausblickte, spottete Sandra hinter ihrem Rücken noch weiter über Liselottas „Vortrefflichkeit“. Eine Weile hörte diese stumm zu. Dann wandte sie sich langsam um und blieb vor Sandra stehen. Mit einem großen, ernsten Blick sah sie ihr in die Augen.

Es war seltsam, wie bereit und zwingend diese Augen blicken konnten. Sandra lachte erst noch einmal spöttisch auf, aber dann wand sie sich unbehaglich in ihrem Sessel.

„Gräßlich, wie du einen ansiehst“, sagte sie unmutig. „Genau so pflegt unser Familienstreich, Tante Kläre, zu blicken, wenn ihr etwas mißfällt. Und ihr mißfällt immer etwas. Du hast überhaupt sehr viel Ähnlichkeit mit dieser unausstehlichen, alten Jungfer.“

Liselottas Gesicht rötete sich, aber sie blieb äußerlich ganz ruhig.

Tante Kläre ist weder ein Familienstreich noch eine unausstehliche, alte Jungfer. Und wenn du meinst, daß du mich kränken kannst, wenn du sagst, ich gleiche ihr, so bist du im Irrtum. Ich wollte, ich könnte doch eine zielbewußte, starke Persönlichkeit werden wie sie, das würde mich stolz machen.“

Sandra zuckte die Achseln, aber Susi lachte laut auf.

„Himmel, Liselottas, hast du einen komischen Gesichtsausdruck! Tante Kläre ist doch wahrlich alles andere eher als eine Schönheit, der man gleichen möchte. Ich würde es als Beleidigung auffassen, wenn man mir sagte, ich sei ihr ähnlich. Übrigens ist es Gottlob nicht wahr, daß du ihr ähnlich bist. Ich glaube, nur dieselben Augen hat sie, wie du, die habt ihr eben beide von Großpapa geerbt. Aber sonst — keine Spur von Ähnlichkeit. Sandra will dich nur ärgern, um dich aus deiner Ruhe zu bringen.“

Liselottas strich sich das Haar aus der Stirn.

„Wenn mich alle derartigen Angriffe von Sandra aus der Ruhe bringen wollten, könnte ich aus dem Ärger nicht heraus. Aber Tante Kläre lasse ich nicht verunglimpfen, daß sie „erzieht“ ich sie zu sehr.“

„Bleider lacht“, Susi.

„Aber Liselottas — was an dieser Bandplage so ehrwürdig ist, möchte ich auch wissen. Ich bitte euch — sprech nicht mehr von ihr, sonst tu ich sie unverzeihlich auf wie der Wolf in der Fabel — und das wäre schrecklich.“

Die Flucht des Ladislaus Janik.

Der Sonderberichterstatter des „B. L. A.“ Ernst Klein gibt seinem Blatte folgende leidende Schilderung:

Auf der Fahrt zum Uszoter Poh.

30. Januar.

Er hat in Kaschau die wunderbare Geschichte seinem Freunde Emil Szomory, dem bekannten Budapester Schriftsteller, erzählt. Von dem habe ich sie, wie sie in nachfolgendem zu lesen ist.

Bei Umanowa war's. Da lag der Oberleutnant Ladislau Janik vom 13. Husarenregiment mit 28 seiner Leute im Schützengraben. Auch sein Rittmeister Bernolak war bei ihm, ein eleganter Mensch, angezogen, wie wenn er im „Pannonia“ in Budapest und nicht in Galizien im Schützengraben sähe. Ihnen gegenüber lag eine furchtbare Übermacht, die mit höllischem Feuer die paar Husaren überdeckte. Einer nach dem andern der braven Burschen sank hin, und schließlich blieben nur der Rittmeister, der Oberleutnant und ein Korporal übrig. „Hier müssen wir heraus“, sagte Janik, „sonst werden wir auch hin“. Also riskierten sie es und ließen zu einem Hause hinüber, das etwas seitwärts von dem Todesgraben auf freiem Felde stand. Über mitten auf dem Felde kam eine Granate dahin, verwundete Janik am Kopf und zerstörte den armen, eleganten Rittmeister; nur der Korporal blieb wie durch ein Wunder unversehrt. Mit ihm trug der Janik, ohne sich erst seine Wunde zu verbinden, den sterbenden Kameraden ins Haus. „Ich bitte dich, verlass mich nicht“, bat der, „auch wenn die Russen kommen und uns gefangen nehmen“. So hieß er denn treulich bei ihm aus, bis die Russen in das Haus brachen. Zuerst hieß Janik sie für Infanteristen, aber als er die Sporen an ihren Stiefeln sah, erkannte er, daß es Kavalleristen waren, in deren Gefangenenschaft er geriet.

Er bat, bei seinem zu Tode verwundeten Rittmeister bleiben zu dürfen. Der russische Offizier, mit dem er sich auf politisch liegend verständigen konnte, war sehr liebenswürdig und hatte gegen diese Bitte nichts einzuwenden. So pflegte er den Sterbenden, bis die Stunde des Abschlags kam; Janik sollte fortgeführt werden. Zum letztenmal drückte er seinem Rittmeister, auf dessen Antlitz bereits der Tod lag, die Hand, dann übergab ihn der russische Offizier zwei Kosten, die ihn zwischen ihre Pferde nahmen. Sofort beschwerte sich Janik, er sei doch Offizier und könne verlangen, als solcher behandelt zu werden. Man gab ihm also ein Pferd und fort ging's. Aber so schnell sie auch ritten, der Donner der österreichischen Kanonen kam ihnen immer schneller nach.

Tarnow. Voll von den Soldaten der bei Umanowa geschlagenen russischen Armee. Auch gefangene Kameraden traf Janik. Sie wurden wie er von den Russen sehr anständig

nicht nach geselligen Triumphen, die ihr werlos erschienen. Von einem aber tat es ihr weh, daß er keinen Blick mehr für sie hatte, sondern nur noch an Sandras Augen hing.

Den Schmerz darüber verschloß sie aber still in ihrer Brust. Ihr mädchenhafter Stolz litt es nicht, diesen Schmerz zu zeigen.

Während Liselottas am Fenster stand und hinausblickte, spottete Sandra hinter ihrem Rücken noch weiter über Liselottas „Vortrefflichkeit“. Eine Weile hörte diese stumm zu. Dann wandte sie sich langsam um und blieb vor Sandra stehen. Mit einem großen, ernsten Blick sah sie ihr in die Augen.

Es war seltsam, wie bereit und zwingend diese Augen blicken konnten. Sandra lachte erst noch einmal spöttisch auf, aber dann wand sie sich unbehaglich in ihrem Sessel.

„Gräßlich, wie du einen ansiehst“, sagte sie unmutig. „Genau so pflegt unser Familienstreich, Tante Kläre, zu blicken, wenn ihr etwas mißfällt. Und ihr mißfällt immer etwas. Du hast überhaupt sehr viel Ähnlichkeit mit dieser unausstehlichen, alten Jungfer.“

Liselottas Gesicht rötete sich, aber sie blieb äußerlich ganz ruhig.

Tante Kläre ist weder ein Familienstreich noch eine unausstehliche, alte Jungfer. Und wenn du meinst, daß du mich kränken kannst, wenn du sagst, ich gleiche ihr, so bist du im Irrtum. Ich wollte, ich könnte doch eine zielbewußte, starke Persönlichkeit werden wie sie, das würde mich stolz machen.“

Sandra zuckte die Achseln, aber Susi lachte laut auf.

„Himmel, Liselottas, hast du einen komischen Gesichtsausdruck! Tante Kläre ist doch wahrlich alles andere eher als eine Schönheit, der man gleichen möchte. Ich würde es als Beleidigung auffassen, wenn man mir sagte, ich sei ihr ähnlich. Übrigens ist es Gottlob nicht wahr, daß du ihr ähnlich bist. Ich glaube, nur dieselben Augen hat sie, wie du, die habt ihr eben beide von Großpapa geerbt. Aber sonst — keine Spur von Ähnlichkeit. Sandra will dich nur ärgern, um dich aus deiner Ruhe zu bringen.“

Liselottas strich sich das Haar aus der Stirn.

„Wenn mich alle derartigen Angriffe von Sandra aus der Ruhe bringen wollten, könnte ich aus dem Ärger nicht heraus. Aber Tante Kläre lasse ich nicht verunglimpfen, daß sie „erzieht“ ich sie zu sehr.“

Bleider lacht“, Susi.

„Aber Liselottas — was an dieser Bandplage so ehrwürdig ist, möchte ich auch wissen. Ich bitte euch — sprech nicht mehr von ihr, sonst tu ich sie unverzeihlich auf wie der Wolf in der Fabel — und das wäre schrecklich.“

hand, ging die Treppe hinunter und trat hinaus auf die Straße.

Genua ein Uhr wares, da er diesen ersten Schritt in die Freiheit tat. Das erste, was er sah, war ein Transport österreichischer Gefangener, aber aus ihren Reben konnte er entnehmen, daß die Schlacht, in der er gefangen genommen worden, mit dem Siege unserer Waffen geendet hatte. Das hob seine Hoffnung und seinen Mut. Gest schritt er auf den nächsten russischen Schuhmann zu und erzählte ihm die Geschichte, die er sich zurechtgelegt hatte. Er sei ein Pole aus Polbusowa — dem Ort kannte er nämlich, weil er dort einmal in Garnison gewesen — seine Frau, eine Slowatin, sei geflüchtet, und er wäre nun dabei, sie zu suchen. Und ob ihm der Herr Kommissar nicht den nächsten Weg nach Jaslo zeigen könnte? Der „Herr Kommissar“ glaubte ihm die ganze Räubergeschichte und zeigte ihm den nächsten Weg nach Jaslo.

In der Richtung nach Babice machte sich Janik auf die Wanderung; denn hier hoffte er am ehesten, den Unrigen zu begegnen. Statt dessen traf er aber russische Kavalleristen, die ihm seine guten Filzstiefel und seine Handschuhe wegnahmen. Dreißig Kopfen gaben sie ihm dafür. Das war sehr unangenehm; denn nun mußte er bei dem schlechten Wetter barfuß weiter, aber seine Energie knickte nicht zusammen — mit fröhlichem Herzen lief er dem Kanonen donner entgegen, den er fast von Stunde zu Stunde stärker hörte. So kam er nach Jaslo, dessen leichte Scheune mit russischem Militär überfüllt war. Mit Mühe und Not fand er endlich bei einer Polensfamilie eine Unterkunft und rastete hier bis zum 23. Dezember. Dann zog er nach Sedlice weiter, einem ruthenischen Dorfe, dessen Vorsteher ihm Gastfreundschaft gewährte. Sonst sind die Ruthenen den Polen alles eher denn freundlich gesinnt. Janiks Wirt aber war ein braver Kerl, der ihn den Russen nicht verrät, sondern ihn bis zum 31. Dezember bei sich behielt und ihn pflegte, bis er wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war. Einen langen Bart hatte sich Janik inzwischen wachsen lassen, so daß er ganz unkenntlich geworden war. Am Neujahrstag trat er dann, von den zwei Buben des Ortsvorstehers geführt, den Weg nach Dusla an. Bei Tyllawa schickte er seine Führer zurück und machte sich an das lezte Stück seiner Fahrt, an das Schwerste; denn bei Dusla galt es, durch die Kette der russischen Vorposten durchzuschlüpfen. Ganz nahe hörte er bereits den Lärm der Schlacht, in der die Russen sich den nachdrängenden Österreichern stellten. Er glaubte sich am Ziele.

Aber so knapp er davorstand, plötzlich richtete sich vor ihm eine Mauer auf, über die er nicht hinüber konnte. Der Posten auf der Straße nach Dusla ließ ihn nicht durch. Er erzählte ihm in den röhrendsten Tönen die Geschichte von seiner slowatischen Frau, die ihm davongelaufen war; er suchte des Postens Herz zu erweichen, indem er ihm etwas vorhustete — er sei lungentrakt, das war auch noch eine besondere auf Gemüth gehende Nuance seiner Rolle — aber es nutzte alles nichts, der Muschik hatte seinen Befehl, und an den hielt er sich: „Geht zum Kommando zurück, zehn Kilometer von hier,“ sagte er dem armen Janik, „hol dir von dort einen Erlaubnisschein, dann las ich dich durch.“

Da brach des Husaren Energie zusammen. Er war die hundert Kilometer bis hierher gelassen, barfuß, hungernd, frierend — der Donner der österreichischen Geschütze war die Stimme gewesen, die ihn lockte und zog — und nun zurück, erbarmungslos zurück! Denn er wußte ganz genau, daß er den Erlaubnisschein nie bekommen könnte. Müde und matt

Eselott wandte sich Susi zu.

„Weil Tante Kläre stets die Wahrheit sagt und deine Unarten kritisiert. Das kannst du nicht vertragen.“

„Bah! Das geht anderen Leuten auch so. Und außerdem hat Sandra recht, wenn sie sagt, daß Tante Kläre ihre Nase in alles steckt, was sie nichts angeht. Sie hat an mir gar keine Kritik zu üben, und meinewegen kann sie gern bleiben, wo der Pfeffer wächst.“

Eselott räumte ihren Toilettenstisch auf und stäubte ihn ab. Sehr sah sie wieder mit ernstem Blick zu der jüngsten Schwester hinüber.

„Susi — lach doch nicht von Sandra beeinflussen, es macht mich traurig, dich so häßlich reden zu hören. Verbißt du ganz, was alles wir Tante Kläre zu danken haben? Freust du dich nicht, wenn sie getreulich zu jedem Geburtstag, zu jedem Weihnachtsfest für uns alle wertvolle und schöne Geschenke schickt, wenn sie die herrlichsten Früchte aus ihrem Garten für uns aussucht?“

Susi wurde rot, aber sie antwortete wie ein echter, ruppiger Backfisch:

„Ich was — wozu hat man eine reiche Tante, wenn man sich nicht von ihr beschönigen lassen soll!“ rief sie, aber sie sah an Eselott vorbei.

„Psuh, Susi — so etwas solltest du nicht einmal denken, viel weniger ausprechen.“

„Ach, Sandra tut das auch, sie sagt noch viel mehr, was ich gar nicht wiederholen will.“

„Es ist auch besser“, erwiderte Eselott und setzte sich mit einer Handarbeit ans Fenster.

Sandra lächelte höhnisch auf.

„Da steht das Erdbeben Tugendsam und drapiert sich mit moralischer Entrüstung über ihre verderbten Schwestern, die in Tante Kläre nur die mögliche Erbkrankheit sehen. Aber lach dich nicht verblassen, Susi; Eselott denkt im Grunde nicht anders als wir, sie möchte sich nur bei Tante Kläre sie Kind machen.“

Susi sah unsicher in Eselotts Gesicht. Diese sah nicht auf ihrer Arbeit und sagte nur ruhig:

„Ich kann es dir nicht verwehren, Sandra, niedrig von mir zu denken und das auszusprechen. Du liebst es nun einmal, alles in ein häßliches, entstelltes Licht zu rücken und mödest Susi gegen mich einnehmen. Damit muß ich mich absindern, und ich verzichte darauf, mich zu verteidigen.“

„Das wäre auch verlorene Mühe“, erwiderte Sandra lässig.

Susi aber sprang auf, so daß ihr Buch vom Sofa herun-

schleppte er sich auf dem Wege nach Tyllawa zurück — vielleicht wußte sein Freund, der Ortsvorsteher von Sedlice, Rat.

Bis jetzt war alles natürlich zugegangen, ganz prosaisch und wahrscheinlich: er war den Russen entflohen, hatte sich verkleidet, hatte den Deutzen Märchen erzählt — jetzt kam ihm die Hilfe selbst wie in einem Märchen. — —

Als er so traurig und niedergeschlagen über die Höhen von Dusla zurückwanderte, sah er plötzlich einen alten Herrn auf sich zukommen, einen alten, eleganten, ganz in Schwarz gekleideten Herrn, der Handschuhe anhatte und zwei kostbare Ledertaschen auf der Schulter trug.

„Wie weit ist es noch nach Dusla?“ fragte der geheimnisvolle Greis den armen Husaren.

„Noch zehn Kilometer,“ antwortete dieser. „Über bitte, wie wollen Sie durch die Postenkette bei Dusla durchkommen?“

„Ich bin der pensionierte Staatsbeamte S... aus Lemberg; ich habe von dem russischen Gouverneur in Lemberg ein Postseparat bekommen, um meine Familie, die geslossen ist, suchen zu können.“

Der alte Herr schien so freundlich, so teilnehmend — wie der richtige alte gutherige Zauberer aus dem Märchen — daß Janik sich ihm anvertraute und ihn fast auf den Knien um Hilfe bat. Der gute alte stärkte ihn zunächst körperlich, gab dem Ausgehungerten köstlichen Wachshinken zu essen, fröhlichen Bordeaux zu trinken und eine wunderolle, märchenhafte, russische Havanna zu rauchen. Dann lud der Oberleutnant der Husaren, der künftighin der Diener des Herrn S... war, dessen Koffer auf die Schulter, und selber wanderten sie nach Dusla.

Hier wandte sich S... zu dem Kloster der Bernhardiner. Er hatte unter den Patres einen Freund, bei dem wollte er sich in Quartier legen. Das Kloster war in ein russisches Lazarett umgewandelt, und Janik riß Mund und Augen auf, als er sah, was alles an Schönheit und Eleganz der Petersburger Damenwelt Pflegedienstleute hier tat. Mit Blauflüxen und Sobelspitz wachten die Beauties der Reva an den Betten der verwundeten russischen Soldaten.

Der russische Korpskommandant, der mit seinem Stab im altherlichen Schloß des Grafen Mieczinski lag, nahm den Herrn und seinen Diener freundlich auf. Der Herr speiste mit Eggellenz; der „Diener“ mit den Leuten in der Küche, die ihm mit echt russischer Guttmäßigkeit bewirteten und mit Gulasch und Tee vollstopften. Zigarren lehnte Janik ab, um nicht aus der Rolle des Lungenkranken zu fallen. Am nächsten Morgen machten sie sich mit einem Schreiben des Korpskommandanten auf den Weg zum Hauptmann Miskowsky in Dusla, der ihnen einen zweirädrigen Wagen zur Beförderung und einen sechs Schuh hohen russischen Landskneiter als Bedeckung gab.

Aber abermals schien es, als ob Janik mit samt seinem Mähchengänser durch die leichte Türe zur Freiheit nicht hinauskommen könnte. Die russische Feldwache ließ sie nicht durch. Da schickten sie den Wagen mit dem sechs Schuh hohen Landskneiter zurück und ließen sich durch einen ruthenischen Bauern einen anderen Weg zeigen.

Etwa nach einer Viertelstunde bemerkten sie von weitem zwei österreichische Dragoner, die vorsichtig durch den Wald herangeritten kamen. Die russische Feldwache aber bemerkte auch die Reiter, schob sie an und verwundete sie beide, worauf sie in voller Karriere zurückjagten. Die Bergweiflung verließ S... und Janik Kraft — so schnell sie konnten, lie-

terfiel. Sie redete ihre jugendkräftige Gestalt und verschrankte die Arme im Rocken. Dann sah sie zu Eselott hinüber, als wollte sie zu ihr treten, gewissermaßen ihre Partei nehmen. Über Sandra blickte spöttisch zu ihr auf, und da verslog das gute Gefühl. Sie sagte nur schmollend:

„Ach, wißt ihr was, ödet euch nicht ewig an mit eurem Gezänk, das ist ungemütlich. Wir können doch in Frieden auskommen. Laßt uns lieber mal beraten, wie wir ein wenig Taschengeld beschaffen können. Ich bin total abgebrannt und Mama rüdt jetzt nichts heraus, sie ist selber knapp bei Rosse. Wenn Papa nicht wieder mal einen glücklichen Abend am Spieltisch hat, wie im vorigen Monat, wo er uns jeden Zehnmarkstück spendete, dann muß ich den ganzen Monat krumm liegen. Habt ihr nichts für mich?“

„Du brauchst nicht ewig zum Konditor zu laufen, Susi“, sagte Sandra.

Susi fuhr kriegsbereit nach ihr herum.

„Und du brauchst dir nicht ewig Schleifen und Bänder und solchen Kram zu kaufen. Damit vertrödelt du mehr Geld als ich mit meinen Rätschereien, die wenigstens einem guten Zweck dienen.“

„Ja, der gute Zweck besteht darin, daß du mit zwanzig Jahren rund wie eine Tonne sein wirst“, spottete Sandra.

Susi richtete sich in ihrer ganzen schlanken Höhe empor und umspannte ihre Taille.

Sandra sprang auf. Susi hatte sie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, sie mußte wirklich stets vorsichtig sein, daß sie ihre elegante Schönheit nicht verlor.

„Abscheuliches Ding, du wirst von Tag zu Tag ungezogen!“ rief sie wütend.

Susi schnitt ihr eine Grimasse.

„Na Wunder — bei dem guten Beispiel, das ich an dir habe.“

Eselott sah mit verstohlenem Seufzer zu den Schwestern hinüber.

Warum war nur so selten einmal Frieden und Eintracht zwischen ihnen allen? Wie schrecklich waren diese täglichen Sänkerien und Streitigkeiten! Hatt nie gab es ein gutes, herziges Einvernehmen zwischen ihnen. So lange sie allein mit Susi war, kam es nie zu Reibereien, Susi konnte sie und herzig sein. Sobald aber Sandra zugesogen war, wischte der Frieden. Schon ihre Gegenwart genügte, auch Susi aufzustacheln. Sie beeinflußte die junge Schwester durch ihre absprechende, spöttische Art.

Es war nicht wegzuleugnen, daß von Sandra der böse Geist der Zwieträchtigkeit ausging. Und doch hätte das niemand

sie den beiden noch und holten sie auch etwas weiter im Walde ein, als sie sich gerade gegenseitig ihre Wunden verbanden.

Der Janik jubelte — endlich, endlich war er bei den Seinen.

Die Dragoner brachten ihn zu ihrem Kommandanten Oberleutnant Krieghammer, der ihm gut befriedet war, aber ihn nicht erkannte. Keiner erkannte den längst für tot Geglückten überhaupt mehr, nicht einmal sein eigener Bruder vom Regiment, den er zufällig in Warschau traf. Doch meldete er sich, zerrissen, zerkrümpt wie er war, bei seinem Divisionär. Man wollte den schmutzigen, herabgekommenen Menschen gar nicht zu dem General lassen, aber Janik drängte sich durch die Wachen in das Zimmer des Generals. „Eggellenz“, sagte er, „Oberleutnant Ladislaus Janik meldet gehorsamst seine Einrichtung.“

Der Divisionär erkannte ihn so wenig wie die anderen. Aber er gab ihm doch die Erlaubnis, nach Epuries zu fahren, um seine Eltern umarmen zu können.

Und als er in Epuries in ihr Zimmer trat, da gab's doch einen Menschen, der ihn sofort erkannte — seine Mutter. Während der Vater ihn noch immer zweifelnd anstarnte, hielt sie ihn schon längst an ihr Herz gedrückt, an das jährlinge, zärtliche, durch nichts zu täuschende Herz einer Mutter.

Seit trägt Ladislaus Janik wieder die geliebte Husarenuniform und erwartet in Kaschau den Befehl, zu seinem Regiment einzurücken.

Das Feld des Todes.

Das Gräberfeld vor Warschau schildert Concerto Pettinato, der in leichter Zeit oft genannte Warschauer Richterstatter der „Stampa“, in seinem jüngsten Bericht:

„Vor der Veranda einer Villa“, schreibt er, „haben die Deutschen sieben der Ihrigen begraben. Am Grabhügel das übliche schlichte Holzkreuz mit einem feinen blauen Baumwollstoff und der Aufschrift: „Hier ruhen sieben!“ Ringsumher die Spuren des Kampfes. Verstreute Gewehre und Sessel unter den Bäumen verstreut. Eisene Bettstellen, gekrümmte wie gichtige Glieder. Patronentaschen, Blechdöslein, wie durch Hammerschläge zerbeult. Mitten in einer Allee ein Sessel von rotem Samt. Auf der Tenne, am Baldessbaum, ein Stillleben von Tischen und Sprungfedermatten, mit Baumzweigen überdeckt. Die Russen haben vielleicht hier, aus dem Hause, in das die andern von der entgegengesetzten Seite einbrachen, flüchtend, einen letzten Widerstand verbracht. Man wollte vielleicht nur die Deutschen eine Stunde länger aufzuhalten. Zeit gewinnen für die Kommandaboten, die jenseits des Waldes siebenhaft an höheren Befestigungswällen arbeiteten, damit die Truppen sich um Psieczno neu ordnen und auf die Verstärkungen warten könnten, die niemals eintrafen . . . Rechts und links von der Villa, am Rande des Kiefernwaldes, 1, 2 oder 3 Kilometer langer Schüttengraben, gleich dem Loch einer Gasleitung. Hinter schrägen Zweigen, die leise, gleich Fäden über Krankenbetten, schwanken, sieht das Auge die glatte Ebene, über die die Deutschen sprunghaft hinweglegten, während die Artillerie über ihren Köpfen einen glühenden Schirm aufspannte. Schaut man hinter sich, so sieht man gefallene Bäume, zerplissierte Baste, aus dem Boden gerissene, mit Schmutz beworfene Pflanzen. Das Aufblühen des Kartätschenfeuers muß in dieser grünen Wildnis wie Girandolen gewirkt haben. Das Rauschen eines eisernen Stromes.

für möglich gehalten, der Sandra in Gesellschaft mit ihren Schwestern zusammenzah. Sobald sie nicht allein waren, konnte sie hinreichend liebenswürdig sein, auch den Schwestern gegenüber. Es hatte dann den Anschein, als lebe sie stets in inniger Harmonie mit ihnen. Aber das war nur Schein, wie Sandras ganzes Wesen.

Vergeblich hatte Eselott wieder und wieder versucht, Sandra ging nicht darauf ein.

Vielleicht fühlte sie, daß Eselott ein besserer, wertvollerer Mensch war als sie selbst. Kleinstliche und niedrige Naturen ärgern sich meist über die Größe der anderen.

Inzwischen war Frau Ellen Randolf mit dem wiedergefundenen Schlüsselbund an ihrem Schreibtisch gelehnt, um aus der darin befindlichen Rose Geld zu holen. Sie fand aber nur noch ein wenig Miedigeld darin.

Es war eine bezeichnende Eigenart von dieser Frau, daß sie nie Bescheid wußte über den Inhalt ihrer Rose, wie überhaupt über ihre finanziellen Verhältnisse. Solange Geld vorhanden war, ging es unbekümmert aus dem Bollen, sobald aber die Rose leer war, überkam sie ein unbehagliches, hilfloses Erstaunen.

Eine Weile sah sie unschlüssig auf die wenigen Groschen herab, die natürlich in seiner Weise für die nötigen Einkäufe reichten. Dann eilte sie, den Schreibtisch offen stehend, in das Zimmer ihres Mannes.

Willi Randolf lag auf seinem Sofa und rauchte Zigaretten. Frau Ellen wehte mit dem Taschentuch den Rauch von sich.

„Diese abscheuliche Lust in deinem Zimmer! So öffne doch ein Fenster. Dieser Rauchgeruch hängt sich einem in das Haar und in die Kleider!“ Sie eilte an das Fenster und öffnete es. Ihr Gatte veränderte seine Lage nicht.

„Was willst du denn hier, Ellen? Es ist doch nicht nötig, daß du dich hierher bemühst.“

Sie trat vor ihn hin.

„Leider ist es nötig. Ich brauche Geld. Schnell gib mir welches, damit ich wieder hinaus kann.“

Er drehte den Kopf nach ihr herum.

„Geld?“

„Ja, ja.“

Er lachte hart auf.

„Du, Ellen, wenn du etwas in meiner Rose findest, bist du eine Zauberfürstin. Ich habe nämlich auch den

„Dallen“, sperrte er leichtfertig. (Fortsetzung folgt.)

Zwischen
formischen,
Schachteln
teren gro
-Patronen
Rötzbuch
men und
Buder, für
5. Dezember

Der W
breite sich u
Gräber, w
begradet, al
die Einsam
Große lange
dürren Äste
Zeit zu Zei
Kreuz, nicht
Sie sind die
das nie gew
Leicht sich n
erinnern. S
an sie beim
dern, nieman
gleichungen
Offizier sie g
eintragen, ur
beim Sterbe
gleichen ein p
größten Teil
hatten, welche
diese ver
gleich sind, a
Deutschen mi
russischen Ge
als das jerna
mild im Ange

Die
Ihr
Dicht
Böll
Richt
Die
Nur
Bor
Wor
Wie
Der
Run
Wie
Geric
Ums
Schw
In
Frisch
Die
Und
Um
Wic
Der
Denn
Bon
Der
Kri

hell p
Ich si
Lind
Beini
Der
Welt
Und ro
Welt
Um un

Was unsere

Hell p
Ich si
Lind
Beini
Der
Welt
Und ro

Zwischen den Brombeerhecken auf Schritt und Tritt Uniformsgegen, blutige Lappen, Granatenstücke. Und Patronenschädeln überall, ohne Zahl, russische und deutsche, die letzteren groß und darauf gedruckt mit großen Buchstaben: „Patronen“, wie der Titel eines Romans. Ich blättere im Notizbuch eines Gefallenen. Abrechnungen über Einnahmen und Ausgaben: soviel für Brot, soviel für Seife, für Zunder, für Tee. Soviel für die Kinder. Es geht bis zum 5. Dezember: „Erhalten für die Schuhe 75 Kopeken . . .“

Der Wind läßt ein bißchen nach, und dieses Schweigen breitete sich wie ein wollener Mantel über die Erde. Gräber, Gräber, wohin man blickt. Hier haben sie sie zu Dutzenden begraben, als sollten sie, zusammen liegend, die Räte und die Einsamkeit weniger bitter empfinden. In der frischen Erde lange Grabhügel und enge Reihen von Stelen und dünnen Ästen und auf diesen die Mützen der Toten. Von Zeit zu Zeit schwanken die Mützen im Winde. Nicht ein Kreuz, nicht ein Name. Arme Helden! Schon vergessen. Sie sind die Vergangenheit, nicht einmal: vielleicht etwas, das nie gewesen. In einem Monat oder zweien werden vielleicht sich nicht einmal ihre Frauen mehr an ihre Gesichter erinnern. Sie lehnen ins Nichts zurück. Niemand wird fortan sie beim Namen nennen, niemand wird ihre Taten schließen, niemand sie als leuchtendes Beispiel erwähnen. Beim schneujen Romanenaufruf, zwischen zwei Angriffen, wird der Offizier sie gleichgültig als „vermischt“ oder „tot“ in die Liste eintragen, und dann wird alles zu Ende sein. Sie hatten beim Sterben nicht einmal den schwachen Trost, von ihresgleichen ein paar freundliche Abschiedsworte zu hören. Zum größten Teil aus den inneren Provinzen des Reiches stammend, hatten sie kaum eine Ahnung von der Sprache derer, welche sie verteidigen und schlüpfen sollten. Wie anders wirken diese inschriftlosen Gräber, die bald wieder dem Erdboden gleich sind, als die sorgfältig hergestellten Grabstätten der Deutschen mit ihren Aufschriften. Ein Sinnbild der ganzen russischen Geschichte: das Andenkum gibt hier nicht mehr als das zermalmt Steinen in dem Riesenbau der Pyramiden . . .

Es wird spät. Der Tag neigt sich dem Ende zu. Müde erreiche ich am andern Rande der Ebene die Häufgruppe, von der aus die Deutschen schossen. Aus einem Dachfirst steigt Rauch auf. Im Straßenschmutz Soldatenmüll, Patronentaschen, Gürtel. Ein Knabe mit Blutgefrorenen Händen tritt mir scheu in den Weg und bietet mir, ohne ein Wort zu sprechen, zwei Granatenstücke an. Etwas anderes haben sie in Polen nicht mehr zu verkaufen. Pfützen, zerbrochene Brückenstege und überall im Schmutz der Straße die tiefen Spuren der Geschüsse, die den Falten eines riesigen, von namenlosem Schmerz zerwühlten Antlits gleichen. In der Ferne neue Wälder, neue Ebenen. Das dort unten ist wohl Schwarzwald, und weiter rechts Jagarzaw. Ich gehe aufs Geratewohl über die Felder, als müßte ich so zu Fuß ganz Polen durchwandern. Unter den Bäumen Konservebüschchen, Papierseifen. Hier und da kaum zugeschüttete Gräber, aus welchen die starren Leichen hervorzuhschauen scheinen. Die ersten Schatten . . . Und plötzlich fühle ich mich im Angesicht dieser weiten, trostlosen Flur, die rasch in

Finsternis untertaucht, bedrückt, bekommene, wie zerschmettert von der tragischen Größe des Unglücks. Ich könnte noch die ganze Nacht und den folgenden Tag und den nächstfolgenden und den übernächsten wandern, nach allen Richtungen hin, nach Rawo, nach Grujez, nach Skierewicze, nach Wlawa, ohne einen Landschaftsbild, das nicht erschütternd traurig wäre, aus dem nicht die Verzweiflung spräche, zu begegnen. Überall dieselbe Szene: Trümmer, mit Stroh bedeckte Felder, von Schüngengräben durchschnitte Wälder, zerstörte Brücken und Gräber, Gräber, wie in einem Totenlande. Ganz Polen ist nur noch Eind und Grauen. Die Bauern haben sich in Erdhöhlen verstellt, um sich gegen die Granaten zu schützen. Man lehnt zu den Katakomben zurück, da man zum Märtyrerthum zurückgekehrt ist. Kein Bied mehr, kein Zuruf, kein Gebrüll. Nicht einmal Klagen hört man mehr!

Die deutschen Truppen am Dunajec.

Der Berichterstatter der „Frank. Jtg.“ bei der österreichisch-ungarischen Armee berichtet seinem Blatte:

Eisenbahn, Automobil und Pferdebewagen führten uns zu einem Blockhouse in einem großen Höhenwald, der sich in einem Abstand vom Lauf des Dunajec, aber parallel zu diesem, bis fast zur Weichsel hinauszieht. Es war eine wunderschöne Fahrt durch die Wildnis, und die tiefen Löcher in der Fahrstraße paßten zur Kultur dieser Gegend. Ein blonder, junger Offizier tritt aus der niederen Tür, der Generalstabchef einer deutschen Division, die eingesprengt in unsere Truppen die Wacht am Dunajec bezogen hat, hinter ihm folgt ein riesiger Gardekapitän. Nach einer kurzen Orientierung müssen wir weiter, denn es ist noch ein langer Weg bis an den plötzlich bekannt gewordenen Fluß, der seit Wochen die Grenze zwischen beiden feindlichen Heeren bildet; die frühe Dämmerung bricht herein.

Es ist totenstill, nur das Schnauben der Pferde ist zu vernehmen; immer schlechter, immer tiefer wird der Weg durch den Wald. Schon längst gehen wir zu Fuß vor dem langsam folgenden Wagen. Ferner Lichtschein bricht durch die Tiefe des Waldes, eine Siedlung löst sich langsam heraus, Hütten aus rohen Balken, Erdlöcher, mit Reisig überdeckt. Hier ist ein Bataillon in Ruhestellung; nochmalige Warnung vor Unvorsichtigkeit mit Licht. Orientierung über den Standort des nächsten Brigadekommandos, und es geht wieder vormärts an ungezählten Posten vorbei, die wie aus der Erde gewachsen plötzlich den Feldweg verlangen. Ein Unteroffizier führt jetzt durch Schneisen, ohne Weg, aber sicher.

Der Wald ist passiert, man stolpert über tiefe Löcher im gefesteten Rot, Hütten tauchen schattenhaft auf, hier und da der Lärm von Pferden aus ihnen und der Jurur ihres Wärters; Artillerie ist da eingeschoben, die Geschüsse stehen vorne. „Hier hinein“, weiß nun der Unteroffizier bei einem stillen, dunklen Hütchen, „da ist das Brigadekommando“. Eine Tür öffnet sich, tiefdunkel auch hinter ihr, aber man sieht, daß Menschen in dem engen Raum. „Zumachen hinten.“ Jetzt erst darf die zweite Tür geöffnet werden. Brigadestab, Kanzlei, Wohnung und Telephonstation, alles bei-

sammen. Eine schwere Luft, alle Fenster dicht verschlossen und verhangt. Man hat Bedenken gegen weiteres Vor gehen; die Russen feuern die ganze Nacht auf den geringsten Verdacht hin; Deckung gibt es keine bis an den Fluß. Alles ist eben wie ein Tisch, der übrigens von fünf großen Scheinwerfern in diesem Abschnitt erleuchtet wird. Der General entläßt uns aber dennoch, als wir weiter wollen, nur müssen wir versprechen, noch in der Dunkelheit zurückzufahren.

Run stapfen wir weiter durch die Nacht, mit einem anderen Führer, der weiß, wo das nächste Bataillon Tiroler Jäger zu finden ist; er kennt auch das Haus, in dem wir die Offiziere treffen dürfen. Wieder geht es zwischen Höhlen durch. Unter ihrem Geist verbirgt sich Geschütze und Munitionswagen, die kein Flieger entdecken kann; ihre Bedienung ist zur Ruhe gegangen, es bedarf hier keiner Wachen, über uns funkeln die Sterne und Schneelicht erleuchtet ein wenig die Finsternis. Wieder ein Dorf, wenn man einen Haufen von Hütten so nennen kann — und die Jäger sind erreicht. In einem kleinen, von Kerzen erleuchteten Raum der Bataillonskommandant und ein Hauptmann. Zwei deutsche Offiziere kamen herein, deren Truppen den Abschnitt hier vorne besetzt halten; immer mehr Menschen strömen in den kleinen Raum, lauter fröhliche Soldaten, männlich und kriegswohnhaft. Die Bärte machen sie älter als sie sind, aber die Augen blitzen jung. Ein Laib Kommissbrot, einige Sardinen und Bier ist das fürstliche Mahl, das die Jäger, die schon längst gegetzen haben, unserm Hunger bieten können. Wir müssen rasch weiter; freilich schwer wurde der Abschied und nach dem Jägeroffizier gehen mit. Jetzt führt ein hochgewachsener deutscher Leutnant und gibt den Pickelhaubenmännern, die Posten stehen, den Helferuf. Geräumt darf nicht mehr werden, größte Vorsicht mit den elektrischen Taschenlampen wird eingeschärft und das Gespräch sinkt zu gelegentlichem Flüstern herab. Schnurgerade an dem Dunajec führt der Weg. An die Dunkelheit gewöhnt, unterscheidet man ferne schattenhafte Umrisse, Details in der Nähe. Drüben im Osten zieht sich ein langer schwarzer Streifen; in dieser Gegend sind schon die russischen Infanterie-Stellungen. Eine Reihe schwarzer Gestalten, zwischen denen es ein wenig klirrt, taucht plötzlich auf; man sieht nur Pickelhauben — die Körper stehen im tiefen Laugraben, der ausgebaut wird. Die Spaten knirschen im Erdreich, und ein Sergeant meldet sich halblaut beim Leutnant.

Ein sonderbarer Mond geht plötzlich auf, eine weißgraue Strahlengarbe schiebt bis zum Horizont, schwankt hin und her und wirkt langsam schwankend über die Ebene hinter uns, die nun von einer weiß beleuchteten Linie durchschnitten ist. Der Strahl liegt jetzt ruhig und sein Ende bohrt sich in eine Hütte fern am Horizont, die grell aus dem schwarzen Nichts hervortritt. „Da drin sahen wir früher bei Ihrem Bataillonschef“, erklärte der deutsche Leutnant. Nun sieht der helle Streif wieder weiter über die Ebene, die Baumgruppe leuchtet silbern auf, und schon liegen wir flach auf der Erde und blinzeln in das unerträglich grelle Licht von Millionen Kerzenstärken, selundlang bleiben wir beleuchtet — für uns eine Minute, die kein Ende nimmt! Endlich wan-

Wehe dir, England!

(Zum 18. Februar 1915.)

Die Frist ist um! Nun: Gott mit uns! Ihr Jungens, auf zur Tat! Seht mutig auf der Feinde Schor, Böllbampf, voraus, Torpedo klar! Der Tag der Rache naht!

Nicht kämpfen wir um rotes Gold, Die Ruhm suchte treibt uns nicht. Nur unsre Freiheit schlägen wir vor Englands Reid und Beutegier. Wir halten ein Gericht!

Bie trugen wir gebündigt doch Der Briten grimmten Hohn. Nun zeigen wir der ganzen Welt, Wie Deutschland sein Versprechen hält. Erzitt're Albion!

Furchtlos und treu bekennen wir: Uns treibt des Hasses Brand. Schwör's, Brüder, hand auf hand gepreßt, Im Nord und Süd, in Ost und West: Fluch über England!

Frisch auf zum Kampf! Tod oder Sieg Die Lösung heute sei! Und durch die Lüfte brausend zieht Im Sturmewehn ein heilensches: Altdutschland wieder frei!

Billy Bland & Dresden.

Was unsere Soldaten im Felde dichten.

Hell prasselte die Feuer der Wache, Ich sah flammend davor, Und leise erklang die Sieger, Beifingend die Heimat im Thor.

Der Schlaf er fleht meine Augen, Denn überall lauert Gefahr. Von ferne erschallen die Schüsse Der Krieger, der tapferen Schor.

Da rinnet heimlich die Träne, Und rollt ins Feuer hinein, Wenn ich dich Gottin wohl wieder In unserem traumten Heim?

Wann wird der Tag wohl erscheinen, An dem's der Heimat geht zu? Nur Mut! Der Feind er muß weichen, Heim geht's dann und Landwehr hat Ruh.

Mag Rößke aus Naundorf, Gefr. im Landwehr-Infanterie-Regt. Nr. 102.

Reiterlied.

Wir traben durch die stille Welt. Wohin? Wohin? — Ins Feld! Ins Feld! Ein tönnig klippt der Hupe Schlag. Wir reiten durch den hohen Tag Wohl in die tiefe Nacht — Zur Schlacht!

Wir reiten ohne Rast und Ruh, Und Gott im Himmel sieht uns zu. Für Ehre, Arbeit, Vaterland Hoch flammt das Schwert in unsrer Hand, Wie Sterne in der Nacht — Zur Schlacht!

Wir reiten um den höchsten Preis, Davon ein wacker Kriegsmann weiß: Das Kreuz von Eisen muß es sein . . . Vielleicht ist's auch ein Kreuz von Stein, Herrgott! Wie du's bedacht! Zur Schlacht!

(Von einem Husar im Felde gedichtet.)

Am Lagerfeuer vor Warschau.

Dicht fällt der Schnee vor Warschau in den Schanzen, Patrouillen ziehn nach Westen und nach Ost; Hoch über uns Granatenwetter tanzen, Und ringsum startet das Land in Schnee und Frost. Am Biwakfeuer liegen Pommern, Bayern und Österreich Söhne — treues Ungarnblut. Beim Glase Punsch sie ihren Schmor erneuern, Für's Vaterland zu steh'n mit treuem Mut. Und einer spricht: Veracht auf fremdem Grunde aus Österreichs, Deutschlands buntem Völkerstaat. Lacht uns — denn groß und heilig ist die Stunde — Zusammensteh'n in blutig ernster Tat. Drum hebt das Schwert und bringt in Sang und Liebern Ein hoch dem Wort, das Dichtergeist gab: Wie wollen sein ein einig Volk von Brüthern, In feiner Rot uns trennen und Gefahr. Und alle Waffen klängen hell zusammen Und stolzer hob sich jedes Kriegers Brust. Und heller loderten die roten Flammen

Der Lagerfeuer wie in Siegeslust. Da drang es wie ein Rauschen aus den Höhen, Zwei Adler slogen hoch vom Glanz umloht. Wir aber hörten Siegeshymnen wehen Und grüßten froh das neue Morgenrot.

R. Böse und J. Stibig.

Bunte Allerlei.

Jeanne.

In einem Feldpostbrief, den „Flensburg Avis“ mitteilt, erzählt ein Kriegsteilnehmer an der Westfront folgende ungewöhnliche Begebenheit:

Im November stürmten wir A. und gruben uns jenseits des Ortes ein. Außer einigen alten Leuten waren alle Einwohner geflohen. Unsere Kompanie lag bei einem großen Bauernhof in Stellung, bei dem sich eine kleine Höhle befindet. Als wir die eines Tages durchsuchten, fanden wir ein Mädchen von fünfzehn Jahren, die Tochter des Besitzers, die ihr väterliches Heim nicht hatte verlassen wollen. Bald wurden wir gut Freund mit ihr, besonders ich, der etwas französisch spricht. Sie hieß Jeanne, wurde aber bald Anne gerufen. Wir waren vier Nordschleswiger zusammen, und sie hielt sich stets zu uns, Kochte und wusch für uns. Ende Dezember schoß die schwere englische Artillerie die Höhle entzwei. Seitdem wohnte sie bei uns, und die ganze Kompanie hatte sie gern und bewunderte ihre Tapferkeit. Als die Franzosen einmal einen schweren Angriff machten, blieb sie die ganze Zeit im Schüngengraben und half mutig beim Verbünden der Verwundeten.

Vor ein paar Tagen wurde indessen befohlen, daß sie nach A. geschickt werden solle, wo französische Zivilisten wohnten. Weinend bat sie unsre Führer, nur noch einen Sonntag bleiben zu dürfen. Das wurde erlaubt. Am Sonntag vormittag beschloß uns die feindliche Artillerie. Plötzlich schlug ein Volltreffer in unsern Unterstand, in dem sich Jeanne befand. Keiner von uns schämte sich zu weinen, als wir ihren Beinmann aus der Höhle herauszogen. Jetzt schlukt ein großer Steinkreis ihr Grab. Und oft sagt einer traurig zum andern: arme Jeanne!

Volltreffer.

Gestern mittag stand ich am Steglitzer Bahnhof; neben mir bemerkte ich ein einfaches Mütterchen aus dem Volle, das einen Spitz an der Seite hält. Der Spitz murrt und bellt, wohl, weil sie durch die Hundesperrre erzwungene Veine ihn dringt. Vergnügt sucht seine Herrin ihn zu beruhigen; schließlich höre ich sie in unwilligem Ton ihren leichten Trampf gegen den ungehornten Hund ausspielen: „Was heißt de denn immerzu, es sind ja gar keine Engländer da!“

